№ 208. Breslauer 1848.

Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Donnerstag, den 28. Decbr.

Vierzehnter Jahrgang.



Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6

Die Demokratinnen.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart von L. Schubar.

(Beschluß.)

Das war für eine in Eifer gerathene Frau zu viel.

„Ich bitte Euch, Kinder, zankt Euch nicht!“ rief hinzutretend, Herr Heiderlein, als er die bedenkliche Wendung des Wortwechsels zwischen seinem Schwager und dessen Ehehälfte bemerkte und für den an sich selbst erlebten Ausgang der Sache zu fürchten begann.

„Lassen Sie nur,“ sagte die Kommerzienräthin, ihren Eheherrn ziemlich unsanft am Arme zurückhaltend und somit in das von demselben intendirte Friedenswerk störend eingreifend; „sie werden die Sache schon ausmachen!“

Die Assessorin war in der That für die friedlichen Ermahnung ihres Schwagers vollkommen taub und erwiederte auf die letzten unumwundenen Ausfälle ihres Gemahls:

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein lächerlicher, unausstehlicher Egoist sind, ein serviler, sclavischer Mensch, der nach der Pfeife seines Herrn sich bückt und dreht und tanzt, und dabei von Recht und Freiheit spricht, weil man gar zu gern sich damit brüstet, was man nicht kennt und nicht begreift.“

„Ei, was Sie da sagen,“ rief mit allem Hohn, dessen er fähig war, der Assessor. „Darum brüsten Sie sich so gern mit Verstand und Zartsinn ... O, Sie täuschen mich nicht mehr. Tugend ist bei Ihnen weibliche Grimasse — Freiheit, Gesetzlosigkeit — Gleichheit, das Recht Andere zu berauben. Ich kenne jetzt Ihr Inneres, und darum sind Sie mir um so widerlicher ... Wenn ich nicht mehr bedächte, würde ich mich von Ihrem Anblick je eher je lieber zu befreien wissen.“

„Wirklich? Nun, mein Herr, Sie würden damit meinen Wünschen nur zuvorkommen. Ein Mann wie Sie, paßt nicht für eine verständige Frau, wie ich bin ... Und nachdem wir uns so klar ausgesprochen haben, werden Sie wohl begreifen, daß es mir großes Vergnügen machen wird, Ihnen meinen Anblick auf immer zu entziehen, und das so bald als möglich.“

Herr Heiderlein versuchte zwar nochmals in diesem eine so betrübende Wendung genommenen Streit den Vermittler zu machen, aber wiederum vergebens; denn der Assessor führte den aus einem politischen Meinungskampf so schnell in den heftigsten Ehezwist übergegangenen Streit bereits mit wenigen Worten zu Ende, indem er auf die letzte Erklärung seiner Frau erwiederte:

„Scharmant, Madame! Ihr Wunsch soll erfüllt werden; verlassen Sie sich darauf. Morgenden Tages wollen wir die Sache arrangiren. Und nun kein Wort weiter!“ —

Man hat schon Beispiele gehabt, daß sonst glückliche Ehen aus noch weit geringfügigeren Veranlassungen, als es die vorliegende war, getrennt worden sind. Dieses Schicksal würde ohne Zweifel auch den in seiner in der That glücklichen Ehe bereits grau gewordenen Kommerzienrath Heiderlein, sowie dessen Schwager, den Assessor Ebel, getroffen haben. Allein in dem Augenblicke, als der Letztere seine darauf bezügliche Erklärung gegen seine Ehehälfte ausgesprochen hatte, trat ein Ereigniß ein, das gleichsam Hymen selbst gesandt zu haben schien, um aufs Neue das Band zweier Ehen zu befestigen, die im Herzen der Betheiligten bereits der Vernichtung geweiht waren.

Heinrich hatte sich nämlich durch die entschiedene Abweisung seiner Auserwählten nicht so vollständig abschrecken lassen, daß er sich nicht aufgefordert gefühlt haben sollte, auf das Herz der starren Demokratin einen neuen Sturm zu wagen. Während daher derselbe Gegenstand zum ernsten Zankapfel der „Herrschaft“ geworden war, wurde derselbe aufs Neue in einem andern Theile des Hauses von Heinrich und Karolinen aufgenommen — hier jedoch in einer Weise, die wahrhaft blutig geendet haben würde, wenn einer der streitenden Parteien in dem entscheidendsten Moment, wo es sich um das Sein oder Nichtsein eines Auges des Einen der Streitenden gehandelt hatte, nicht eine außerordentliche Mäßigung an den Tag gelegt hätte. Nach mancherlei betrübenden Vorgängen war nämlich Karoline eben daran, ihrem hartnäckigen Bewerber das Tageslicht eines Auges auszulöschen, als derselbe plötzlich und mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart „Halt“ gebot.

„Nanu, was soll denn das bedeuten?“ fragte Karoline, indem sie die bereits aufgehobene Hand, deren Finger Heinrichs Augenlicht bedroht hatten, plötzlich wieder sinken ließ. „Willste nend, „ich jebe nich nach, niemals nich. Aber wir wollen uns och nich länger herumkatzbalgen. Es kommt daderbei nischt nu nachjeben?“

„Jo nich, Karoline,“ versetzte Heinrich, sein durch den bereits längere Zeit gewährten Kampf sich aufgelöstes Halstuch ordentlich — Jescheidtes 'raus; höchstens jiebt's blaue Flecke ... Ich will Dir aber'n Vorschlag machen.“

„Laß 'mal hören.“

„Wir wollen unsere Jeschichte uf den Weg der Intervention ausmachen; des is politisch un alleweile bei jebildeten Menschen janz in de Ordnung.“

„Was is des, Interwenzion?“ fragte, mit einem gewissen Mißtrauen Karoline.

„Des is so ville,“ entgegnete Heinrich, „deß wir'n Andern unsre Sache ausmachen lassen. Is des nich bequem? Wir haben denn nich nöthig, uns mit Thätlichkeiten zu beleidigen; denn, was der Andere denn ausmacht, dabei bleibt's. Willst Du?“

„Mir is es Recht. Mir liegt nischt nich an des lange Herumstreiten ..... Aber wer soll denn Derjenige sinn, welcher ... ?“

„Du meenst der es für uns ausmacht — interwenirt heeßt des?“

„Hm.“

„Keen Anderer, als wie unsere Herrschaft,“ versetzte Heinrich. —

„Jut; ich bin's zufrieden.“

„Na, denn komm'; wir jehen jleich hin ...“

Gesagt, gethan.

Ohne ihre, durch das überstandene Handgemenge, in Unordnung gerathene Kleidung, so wie die sonstigen, ziemlich augenfälligen Spuren erlittener kleiner Gewaltthätigkeiten zu berücksichtigen, erschienen Heinrich und Karoline gerade in demjenigen Augenblicke im Zimmer des Kommerzienrathes, als der Zwist zwischen dem Assessor und seiner Ehehälfte die höchste Höhe erreicht und mit dem gegenseitigen Entschluß der Trennung geendet hatte. —

Bekanntlich ist vom Tragischen bis zum Lächerlichen nur ein kleiner Schritt, und ein zufälliges Rufen im Moment der höchsten Betrübniß hat schon manchen bewährten Künstler fast um seinen ganzen Ruhm gebracht. Dies bewährte sich auch in dem

Augenblick, als Heinrich mit seiner politischen Gegnerin so unerwartet im Zimmer des Kommerzienraths erschien. Trotz der großen Aufgeregtheit und dem bedeutungsvollen Ernst, welcher daselbst alle Parteien beherrschte, reichte ein Blick auf den Zustand der Eintretenden hin, um Alle in die ungezügeltste Lachlust zu versetzen. Und in der That, das mit Rußflecken bedeckte Gesicht, das zerzauste Haar, sowie die übel mitgenommene Kleidung sowohl des Bedienten, wie seiner Auserwählten, machten einen Eindruck, dem auch der Ernsteste nicht hätte widerstehen können. Die allgemeine Lachlust erreichte aber vollends ihren höchsten Grad, als Heinrich, ernst und gemessen, ja in fast feierlichem Tone den wichtigen Zweck seines Kommens erklärte und äußerst pathetisch mit den Worten schloß:

„Nanu entscheiden Sie, Herr Kommerzienrath und Sie ebenfalls Herr Assessor, ob ich meinen Jungen demokrat'sch erziehen soll, oder wie sonst. Wie Sie sagen wer'n, so soll der Junge seine Erziehung jenießen.“ —

. . . .

Es darf dem geneigten Leser wohl nicht erst die Versicherung gegeben werden, daß die Frage, welche dem Kommerzienrath von seinem Bedienten zur Beantwortung vorgelegt ward, bei allen Anwesenden sehr ernste Betrachtungen erweckte, deren unmittelbare Folge ein tiefes Schamgefühl war über eine Thorheit, zu welcher jeder von ihnen sich hatte hinreißen lassen, bis zu einem Grade, der auf immer ihr ganzes Lebensglück zu zerstören drohte. Man hatte offenbar auf Kosten seines Verstandes und seiner Zukunft gleichsam um „des Kaisers Bart“ gestritten. Alle fühlten dies und schämten sich dessen in dem Moment, als sie in der lächerlichen Situation ihrer Untergebenen, wie in einem Spiegel, die Lächerlichkeit ihrer eigenen Lage erkannten.

Zu dieser wohlthätigen Erkenntniß gekommen, war daher Jeder der Parteien im Herzen froh, als es ihm gelang, die Verzeihung seines Gegners zu erhalten, so daß eine allgemeine und, wie wir zu versichern Ursache haben, aufrichtige Aussöhnung die ursprüngliche Feier des Abends einleitete, welcher nur noch, auf Veranlassung des von Heinrich und Karolinen zum Schiedsrichter gewählten Kommerzienraths, die Verlobungsfeier dieser beiden Liebenden, nachdem das Beispiel ihrer „Herrschaft“ auch sie zur Vernunft gebracht hatte, angereiht ward.

Der Trinkspruch, welchen der Kommerzienrath Heiderlein beim Beginn dieser Doppelfeier ausbrachte, lautete: „Versöhnung und Eintracht allen Parteien!“

Der Assessor aber fügte noch hinzu: „Und Niemand streite um des Kaisers Bart!“ —

Das Haus Rothschild.

Durch umsichtigen Unternehmungsgeist, gründliche Kenntnisse der Menschen und der Lage der Dinge, sowie durch glückliche Benutzung der Zeitumstände, durch Scharfsinn, Genauigkeit und besonders durch strenge Rechtlichkeit und Genügsamkeit, ungeachtet des in unermeßlichen Geschäften errungenen Gewinnes, hat sich die Familie Rothschild von einem kleinen Anfange auf den Gipfel des Reichthums emporgeschwungen und einen über den ganzen Erdkreis verbreiteten Namen erworben, einen Einfluß auf die Weltereignisse gewonnen, wie nie zuvor ein Privatmann; und das alles auf Wegen, die tausend andern auch offen standen. Was könnte interessanter sein, als diese zu verfolgen und Näheres zu erfahren über die Gründung, das allmähliche Aufblühen, die politische und kommerzielle Wichtigkeit dieses kolossalen Hauses, dessen Gesammtvermögen sich nach einer zuverlässigen Angabe bereits vor mehreren Jahren auf die ungeheure Summe von 140 Millionen Francs belief, während ihr unbegrenzter Credit sie in den Stand setzt, über 300 Millionen verfügen zu können.

Der Stammvater und Stifter

Mayer Anselm Rothschild,

Vater der vor Kurzem noch sämmtlich lebenden fünf Brüder, wurde im Jahre 1743 in der Judengasse zu Frankfurt a. M. geboren. Seine Aeltern waren gewöhnliche Handelsjuden, aber gottesfürchtige Leute, die Alles daran wandten, um ihm eine gute Erziehung zu geben, weil sie frühzeitig an dem Knaben Spuren besonderer Fähigkeiten gewahrten. Er war erst 11 Jahr alt, als er seine Aeltern verlor. Da er kein Vermögen ererbte, so wurde er anfangs jenen guten deutschen Vorschriften zufolge, die aber oft umgangen zu werden pflegen, zur Erlernung eines Handwerks, dann zum Lehrfache bestimmt. Mit Fleiß betrieb er die hierzu erforderlichen Wissenschaften auf der Schule zu Fürth. Hier dachte er noch nicht an Dividenden und Loose, er strebte da noch nicht nach dem Irdischen, das ihm später in so reichlichem Maße zufiel, sondern nach dem Himmlischen, und kein anderer Wunsch füllte die Seele des empfänglichen Knaben, als der, einst im Violett-Kleide ein Priester zu werden. Als sich dieser Plan zerschlug und er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, um einen kleinen Handel zu errichten, beschäftigte er sich nach dem damaligen Geschmack reicher und vornehmer Leute an Münzsammlungen, vorzugsweise mit Kenntniß alter Münzen, und erwarb sich darin sehr ansehnliche Kenntnisse. Nicht leicht lernt man etwas umsonst im Leben, und Alles findet doch einmal seine Anwendung. Für den jungen Rothschild ward seine Kenntniß der scheinbar so fernliegenden persischen und byzantinischen Münzen ein Mittel, sich ansehnliche Verbindungen zu verschaffen und selbst ein nicht unbeträchtlicher Erwerbszweig.

Da er sich zugleich in den Comptoirwissenschaften geübt hatte, so wurden ihm von mehreren Seiten Dienstanträge gemacht. Er folgte einem Rufe nach Hannover, wo er mehrere Jahre hindurch den Geschäften eines reichen Wechselhauses mit großer Sorgfalt vorstand. Daneben setzte er sein Studium des Alterthums und der Werke des gefeierten Winkelmann fort, sehnte sich jedoch, wie jeder junge Mann, der seiner Kraft sich bewußt ist, nach einem eigenen Heerde, sollte dieser auch eine minder glänzende Lage herbeiführen, so ersetzt das Fehlende die Hoffnung.

Mit einem kleinen, durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Vermögen kehrte er in seine Vaterstadt zurück, begann einen Handel und verheirathete sich. In kurzer Zeit gewannen ihm seine Kenntnisse, seine Pünktlichkeit und erprobte Rechtlichkeit seiner Denkungsart immer größern Credit und unbeschränktes Vertrauen ansehnlicher Häuser. Er erhielt bedeutende Aufträge, und sein Vermögensstand wuchs dabei durch kluge Wahrnehmung seines Vortheils. Eine ansehnliche Erweiterung seines Wirkungskreises ward ihm zu Theil, als ihn der Landgraf, nachher Kurfürst von Hessen, der die Liebhaberei für alte Münzen mit Rothschild theilte und öfter von ihm kaufte, näher kennen und neben seinen antiquarischen auch seine übrigen Geschäftskenntnisse und seine Ehrlichkeit schätzen lernte.

Nun sprach der Landgraf nicht blos von alter Bronze, sondern bald auch von neuem Silber mit ihm und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, wobei er sich jederzeit als ein zuverlässiger und brauchbarer Geschäftsmann bewies. Dies lohnte der Fürst 1801 dadurch, daß er Rothschild die Hofagentur übertrug. Seitdem blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung, und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. In den Jahren 1802 bis 1804 schloß Rothschild die ersten, durch sein Haus contrahirten Staatsanleihen mit dem Königlichen dänischen Hofe, im Betrage von 10 Mill. Gulden, ab. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt genug. Als der Kurfürst 1806 bei Annäherung der Franzosen aus seinem Lande fliehen mußte, und nichts bei sich hatte, als einige Summen in Gold, die er im Augenblicke der Flucht einziehen konnte, wäre dessen großes Privatvermögen beinahe eine Beute Napoleons geworden. Rothschild aber rettete durch Muth und Klugheit, wenn auch nicht ohne eigene Gefahr, einen beträchtlichen Theil desselben und verwaltete ihn gewissenhaft. Immer mehr befestigte er sich in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; denn dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlcollegiums, eine Auszeichnung, wodurch dieser Fürst besonders die zahlreichen Unterstützungen, die Rothschild in den Zeiten der Noth seinen Mitbürgern angedeihen ließ, belohnen wollte. Damals wurde den Israeliten der volle Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte verliehen, nach der Reaktion aber wieder genommen und Rothschilds ältester Sohn wurde erst 1836 nach erfolgter Abstimmung in der Frankfurter Casinogesellschaft aufgenommen.

Mayer Anselm aber erlebte diese Wiederkehr der Unduldsamkeit nicht mehr. Er starb, wegen seiner Verdienste von seinen Mitbürgern geschätzt, zu Frankfurt im Jahre 1812, nachdem er seine zehn Kinder gesegnet und besonders seinen fünf Söhnen das Gebot unverbrüchlicher Eintracht ans Herz gelegt hatte. Nie wurde ein väterlicher Wille gewissenhafter und lohnender vollzogen. Es ist ein eigenthümlicher Zug in der Charakteristik dieser Familie, daß die sämmtlichen Mitglieder derselben bei jedem wichtigen Ereigniße ihres Lebens, bei der Beurtheilung jedes Geschäfts gleichsam den Schatten des Vaters zu Rathe ziehen, sich oft wörtlich seiner weisen, durch Verstand und Erfahrung gereiften Lehren erinnern, und seinen Namen nie ohne Ehrfurcht nennen. Unwillkürlich wird man dabei an die persische Fabel von dem Büschel Pfeile erinnert, und es bewahrheitet sich hier der Spruch: Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur*). Rothschilds Tod ward allgemein betrauert; denn er spendete überall Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den Söhnen Mayer Anselms, die bisher gemeinschaftlich einen Waarenhandel geführt hatten, war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei

*) Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Dinge, die dem Kaufmanne noch höher stehen müssen: Kredit und Konjukturen.

Im Jahre 1813 traten jene politischen Verhältnisse ein, welche das Haus Rothschild durch eine ununterbrochene Reihe großer Geld- und Kreditoperationen zu der Stelle, die es gegenwärtig in den europäischen Commerz- und Finanzangelegenheiten einnimmt, geführt haben. Es entstanden nämlich nach Napoleons Sturze die Anleihen, welche sich zu einem förmlichen System bildeten. An der Spitze aller dieser Unternehmungen stand fast immer das Haus Rothschild. Schwer, wo nicht unmöglich würde es sein, den Operationen dieses Hauses Schritt vor Schritt zu folgen; es möge also genügen, zu bemerken, daß in einem Zeitraume von 15 Jahren mehr als zwei Millarden und 400 Millionen Franken theils Subsidenzzahlung auf Rechnung mehrerer europäischen Mächte durch dieses Haus negocirt wurden. Hier ein Verzeichniß der ungefähren einzelnen Beträge der erwähnten Hauptsumme: 1 Milliarde für England, 240 Millionen für Oesterreich, 200 für Preußen, 400 für Frankreich, 240 für Neapel, 160 für Rußland, 60 für Brasilien, 40 für mehrere kleine deutsche Höfe; eine Menge anderer Finanzoperationen, die den Rothschilden von mehreren Regierungen übertragen waren, und deren Betrag die oben angeführte Summe weit übersteigt, nebst verschiedenen Anleihen, die sie später übernahmen, und die sämmtlich bedeutenden Gewinn trugen, nicht mitgerechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grab der Liebe.

An dem Ufer der Guadiana, nahe an der Grenze von Spanien, lag vor Jahren, abgesondert von der Welt und ihrem Geräusche, eine keine Fischerhütte, die, von hohen Platanen und Kastanienbäumen beschattet, einem ehrlichen Greise nebst seinem Sohne nach den Geschäften des Tages ein ruhiges Obdach bot. Jahrelang waren Beide glücklich gewesen; denn abgesondert von der Welt, kannten sie nicht die Genüsse, die Luxus und Reichthum den Menschen unentbehrlich gemacht, und lebten daher in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt und den Menschen ein einfaches, aber zufriedenes Leben. Mit jedem Morgen, war irgend das Wetter günstig, lösten sie ihren Nachen, warfen ihr Netz in den Fluß und kehrten zufrieden und heiter gegen Mittag nach Hause zurück, um von den gefangenen Fischen ein einfaches Mahl zu bereiten. So hatten Beide viele Jahre gelebt, Pedro war groß geworden und zählte eben achtzehn Jahre, als sein Vater sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegte. Still und sanft war er eines Abends in seines Pedro's Armen verschieden, der ihn unter einem Strome heißer, kindlicher Thränen neben dem Grabe seiner Mutter, das sich im Garten unter einer hohen Platane befand, zur ewigen Ruhe niederlegte. Seine Mutter hatte er nie gekannt, da die Stunde seiner Geburt ihr das Leben gekostet hatte.

Wochen waren vergangen, Pedro war während dieser Zeit fast gar nicht oder nur selten aus seiner Wohnung gekommen. Das Einsame seiner Lage hatte seinem von Natur sanften und weichen Gemüthe einen Anstrich von Schwermuth verliehen, die erst nach und nach, als er wieder seine gewohnte Beschäftigung ergriff, verschwand. Sein Auge schien ruhiger und ein sanftes Roth färbte wieder die blassen Wangen, die eine Fülle brauner Locken beschattete. An jedem Morgen und Abend besuchte er das Grab seiner Eltern, betete inbrünstig für ihr Seelenheil und kehrte dann ruhig und getröstet in seine Hütte, um auf weichem Lager von Moos das Einsame seiner Lage zu verträumen.

Es war an einem heitern Abend, als Pedro vor seiner Hütte unter einem Kastanienbaume sich niedergelassen hatte, um, wie seine Gewohnheit es war, auf seiner Schilfpfeife eine heitere Melodie zu blasen. Noch hatte er sich nicht lange niedergelassen, als er ein Geräusch vom jenseitigen Ufer vernahm. Seine Blicke flogen hinüber nach einem kleinen Hause, das von wilden Reben umschlungen und zur Seite von hohen Pienien begrenzt war. Aber er sah und hörte nichts. Neugierig trat er an's Ufer, band seinen Nachen los und war entschlossen hinüber zu steuern, da er wußte daß seit Jahren jenes Häuschen von Niemandem bewohnt worden war.

Das Abendroth lag glühend auf der Fluth, ein lauer, sanfter Wind trieb seinen Nachen in das Schilf der anderen Ufers, durch das ihm ein Geräusch, wie das Plätschern der Wellen, entgegen drang. Leise bog er mit der Hand das Schilf zurück, das hinter seinem grünen Schleier ein reizendes Gesicht verbarg. Dunkle Haare tauchten in halb aufgelösten Locken über einen weißen Nacken in die Fluth herab, ein schwellender Busen hob sich und sank, wie die Wellen des Flusses. Pedro's Blicke verschlangen erstaunt die reizende Gestalt, seine Hand legte sich zitternd an das klopfende Herz. Ohne es zu wollen, stieß er den Nachen tiefer durch das Schilf; erschrocken sprang die reizende Badende an's Ufer, ein Mädchen eilte herbei, und das kleine Haus mit den wilden Reben entzog sie schnell seinen Blicken.

Nacht verhüllte die Gegend, Pedro's Nachen schwamm langsam an das andere Ufer zurück. Das reizende Bild hatte sich mit aller Gluth des Südens eingedrückt. Entzückt warf er sich auf sein Lager, um das reizende Bild im Traume sich vorzuführen, aber seine Augen schlossen sich nicht, mit dem ersten Gefühl der Liebe schien der stille Friede seines Herzens geschwunden.

Schüchtern trieb er mit dem Grauen des Morgens wieder dem andern Ufer zu. Die Fenster des Hauses waren geschlossen, Alles schien ihm öde und still. Verdrießlich warf er sein Netz aus, aber seine Blicke hingen nicht an der Fluth, sie schwebten hinüber nach dem Häuschen, wo der Gegenstand seiner Sehnsucht und Wünsche verschwunden war. Die Sonne stieg höher, das Ufer lag blühend vor ihm, die Erinnerung führte ihm das reizende Wesen vor Augen, wie sie im grünen Schilfe aus der Fluth auftauchte. Das Mährchen von der Nixe erwachte in seiner Seele, und das Lied seiner Mutter, das er oft vom Vater gehört hatte, drängte sich auf seine Lippen.

„Nixe, mit den weichen, grünen Haaren!" hob er an. „Nein!" rief er unwillig, „diese Haare waren dunkel, wie die Schatten am Ufer," und stürmisch trieb er den Nachen in das Schilf. Da rauschte etwas in den Zweigen des Gebüsches am Ufer, Pedro hielt den Nachen an, und lauschte mit den Augen eines Falken. Ein kleiner weißer Finger bog zwischen den Zweigen ein Blatt herab, der Finger zog sich zurück und ein funkelndes Auge lag an seiner Stelle. Pedro's Wangen glühten, wie die Strahlen der Sonne über ihm, und seine Blicke sanken verlegen in die Fluth. Das Auge verschwand, ein Geräusch verlor sich in den fernen Gesträuchen, und traurig und betrübt zog Pedro das leere Netz und den Nachen an das andere Ufer.

„Ach, gute Mutter!" sagte er, als er vor seine Hütte trat, „Dein Seegen ruht auf mir. Die ersten Worte Deines Liedes haben sie an das Ufer gelockt, ich will es morgen wiederholen."

Sein brennendes Auge, das der Schlaf nicht bedeckte, durchflog das Land der süßen wachen Träume, das die Hoffnung mit ihren Blumen bestreute, und am erwachenden Morgen sprang er freudig wieder in den Kahn und ruderte hinüber nach dem stillen Orte seiner Wünsche und Sehnsucht. Er band ihn an's Ufer, zog die Beute der letzten Nacht in seinem Netze neben sich, und setzte sich in den Schatten der Gebüsche. Noch war es still, freundlich blickte, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet, ihm das kleine Haus durch das Gebüsche entgegen. Ein sanfter West flatterte in den Blättern der Reben, die es umschlangen, und schüchtern bebte der Ton auf Pedro's Lippen.

Als er sein Lied geendet, öffnete sich im kleinen Hause ein Fenster. Pedro sprang auf, schlich leise durch die Gesträuche näher, übersprang den niedrigen Zaun und stand im Garten. Da trat unerwartet, schön wie das Morgenroth, die Gestalt aus dem Wasser aus einer Jasminlaube ihm entgegen. Erröthend und verlegen hielt er sein Netz mit den Fischen in die Höhe, während seine Blicke am Boden hafteten. Schüchtern blickte sie ihn an. Pedro war ein kraftvoller, schöner Jüngling, seine blühenden Wangen verriethen sein jugendliches Alter. Ein brennendes Auge, das Erbtheil des Himmelstrichs, unter dem er lebte, blickte freundlich unter dunkeln Augenbraunen hervor, und er stand vor der Jungfrau zwischen den blühenden Gesträuchen, wie das Bild ewiger Jugend, das die Freude mit ihren Rosen bekränzt.

Ihr Auge ruhte freundlich und mild auf ihm, ihre Hand langte nach dem Netze. Pedro's Arm zitterte vor innerer Freude. Ihre Finger berührten seine Hand, seine Blicke flogen glühend und wünschend in die Höhe, um die ihrigen aufzusuchen, und sanken eben so schnell wieder nieder.

„Sind die Fische zu verkaufen?" fragte sie freundlich.

Pedro nickte.

„Und sie kosten?" fuhr sie fort.

Pedro stotterte. Er bestimmte einen Preis, für den man in Lissabon keine Zitrone gekauft hätte.

„Ich will die Duenna rufen," sagte sie lächelnd, „legt die Fische nur hin," und drückte Gold in seine Hand.

Pedro war vor Freude außer sich; er wollte Worte des Dankes sprechen, aber die Sprache versagte ihm. Er hörte Fußtritte, die sich näherten, Netz und Fische lagen zu ihren Füßen, er stürzte dem Nachen zu, und ruderte schnell wie der Wind seiner Hütte zu.

Wer war glücklicher als Pedro: Er hatte die gesehen und gesprochen, die auf ewig seinem Herzen theuer geworden. Liebe und Sehnsucht hoben seinen Busen, und mit feurigem Verlangen stierte er über die Wellen der Guadiana nach dem jenseitigen Ufer. Er hätte die Crusade in seiner Hand nicht um

den Thron von Spanien hingegeben, hundertmal drückte er sie von seinen Lippen an sein Herz.

Marie, die einzige Tochter des Corregiders von Evora, war in einem Kloster erzogen worden, wo sie den Himmel mehr als die Welt kennen gelernt hatte. Ihr Herz und Gemüth war sanft, aber ihre Phantasie reich an freundlichen, üppigen Bildern ihres Glaubens. Ihr Vater, ein stolzer, ehrgeiziger Mann, hatte die Liebe nie kennen gelernt, und bestimmte daher seine Tochter zum Opfer seines Ehrgeizes. Der alte Graf Della Torre warb um Mariens Hand, und der Vater gab ihm sein Jawort, ohne das Herz seines Kindes zuvor gefragt zu haben. Marie sah ihn im Schlosse ihres Vaters, und das Herz ohne Leidenschaft und Bedürfniß erschrak vor einer finstern, gekrümmten Gestalt, und einem Gesichte mit erloschenen Augen, dem die Thorheiten der Jugend und die Laster des Alters ihre Spuren eingedrückt hatten.

Weinend stürzte sie ihrem Vater in die Arme. Aber in den den Augen des ehrgeizigen Vaters wog der Einfluß des Grafen mehr als die ungeheuchelten Thränen der Tochter. Er stieß sie hart zurück. Einsamkeit und Stille sollten sie, wie er meinte, von ihrer Grille heilen, und Marie betrat freudig das abgelegene Landhaus, wo ihr Herz sich ungestört in seinen Träumen verlor. Marie war die schöne Badende, die Pedro so unerwartet überraschte.

Soll ich erzählen, daß Pedro nun alle Tage am anderen Ufer stand, und sehnsuchtsvoll der holden Geliebten harrte, die, wenn auch nicht sein Mund, doch sein Herz sein nannte? Sie kaufte seine Fische, bezahlte ihm dafür was er verlangte, plauderte mit ihm, wie ein einfaches, unverdorbenes Gemüth es thut, und sagte ihm unverhohlen, wie gern sie ihn sehe und in seiner Umgebung sei. Pedro drückte ihr dafür voll Liebe die Hand, und ihr Athem wehte warm wie der Mittagswind, an seine Lippen.

Eines Tages hatte sie seine Stimme gelobt, und nun fuhr Pedro alle Tage am Ufer auf und nieder und sang die muntersten Schifferliedchen, die er vom Vater gelernt hatte. Die Fußsteige im Gebüsche am Ufer waren für Mariens Wanderungen bestimmt, und Pedro verschönerte jeden Tag den kleinen Raum, den sie betrat, mit den schönsten Blumen, die er auffinden konnte. Bald überraschte sie eine Laube, die er in der Frühe des Morgens geflochten, bald eine Rasenbank, die er mit duftigen Blumen umstreut hatte.

Dankbar lächelnd ließ sie sich auf die Bank nieder, und Pedro stand im Gebüsch versteckt hinter ihr, um den Ausdruck der Freude ihren Blicken abzulauschen. Eine Nachtigall, die er aufgezogen hatte, hüpfte um sie her; sie lockte das Thier, es flog auf ihre Hand; zärtlich drückte sie es an ihre Brust.

Er hatte in den Winterabenden die Mandoline gelernt, und er spielte sie jetzt, so oft er Marien auf einem ihrer Spaziergänge am Ufer bemerkte. Dann rauschte ein Accord durch die Zweige, sie horchte auf, der Vogel hüpfte den bekannten Tönen nach, und Marie folgte der Sängerin der Liebe und den Tönen der hoffnungslosen Sehnsucht. Er sah sie durch die Zweige der Akazien, seine Hand zitterte über die Saiten, seine Augen glänzten, und die Gluth der reinsten, seligsten Liebe verklärte sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.